

Nr. 138. Bromberg, den 20. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

(6. Fortsetzung.)

Neben Petr schritt Katschenka. In der Hand hielt sie ein rotweißes Fähnchen; mit aufgerissenen Augen starrte sie begeistert in den Sternenhimmel hinein, und wenn alle andern vom Singen ausruhten, so schmetterte sie allein das Slawenlied, und bei den Worten: „Tod und Hölle allen Feinden!“ schüttelte sie das Fähnlein und hielt es so hoch empor, daß es den Morgenstern Petrs überragte.

In der zweiten Reihe ging der alte Svatopluk zwischen dem Lehrer und Zaboj, die es längst aufgegeben hatten, den Krüppel zu stützen. Mit dröhnender Stimme den Gesang begleitend, warf er seine Beine zu mächtigen Schritten eins ums andere vorwärts, spottete seiner Krücken und warf lachend bald die eine, bald die andere in die Luft, um sie sogleich wieder mit der Hand aufzufangen und sich rasch vor dem Zusammenknicken zu bewahren. Und jedesmal antwortete die Masse mit Freudengeheul auf das Kunststück. Und hinter dem alten Svatopluk drängten sich die besten Patrioten, der Fuhrmann, der Brauer und die anderen.

„Tod und Hölle allen Feinden!“

Mit dem Schlagwort war der Haufe vor dem Wirtshaus angelangt, wo die drei Deutschen noch immer dem Schauspiel zusahen.

Plötzlich wurde haltgemacht und mit donnernden Stimmen wiederholten die Sänger drei-, vier-, fünfmal den letzten Vers:

„Tod und Hölle allen Feinden!“

Sie konnten sich nicht satt daran hören.

Und zu allen Drohungen, Schmähworten, Hochrufen schwang Petr mit blödem Gesichtsausdruck den Morgenstern über Antons Haupte. Der tschechische Lehrer fuchtelte mit geballter Faust vor den Augen seines deutschen Kollegen. Und von den letzten Reihen her schwoll gewaltig herauf bis zu einstimmigem Brausen der Ruf:

„Nieder mit den Deutschen!“

Der alte Svatopluk stieß den stotternden Petr beiseite, schob die linke Krücke unter die Achsel, hob mit der Rechten wie zum Schlage aus und überschüttete Anton mit tschechischen Worten. Ein wieherndes Gelächter begleitete sie.

Als Anton nicht verstand, riß Zaboj seine Schwester, die zurückgetreten war, hervor, und schrie auf deutsch:

„Du mußt gratulieren, Deutscher, wir haben Katschenka mit dem braven Petr verlobt.“

Glutrot stand das Mädchen vor ihrem Jugendfreund; das Fähnlein hatte sie gesenkt, ihre Augen blickten zu Boden. In der „Slawa“ rufenden Menge hörte niemand die Worte, die sie murmelte.

Zwei Gendarmen und der Ortspolizist hatten sich unter den Lauben genähert und wollten die Deutschen zwingen, sich ins Haus zurückzuziehen. Schon waren sie von dem Haufen umringt, schon hatte der Fuhrmann Antons Rock berührt und war von ihm zurückgestoßen worden, als Zaboj seinen Genossen zurief:

„Laßt ihn laufen, kommt, wir wollen die Inschrift an seinem Hause lesen.“

Brüllend erwiderte der Chor: „Zum deutschen Haus.“ Die Harmonika setzte ein: „Tod und Hölle allen Feinden“, und den Ringplatz aufwärts zog die Schar weiter. Ein jeder hatte im Vorbeimarschieren ein Schimpfwort bereit. Katschenka war nicht mehr an der Spitze zu sehen.

Als die letzten vorüber waren, sagte der Arzt:

„Die Herrschaften sind sehr freundlich; sie schenken uns das Leben und wollen nur die Inschrift an Ihrem Hause vernichten.“

„Solange ich lebe, nicht,“ rief Anton und eilte dem Haufen nach. Die Freunde folgten ihm.

Links hinter der Häuserreihe über die kahlen Felder hinweg eilten sie zum Steinbruch. Und auf dem schmalen Steige führte Anton die anderen an der Höhle vorüber durch die Hintertür ins Haus. Anton griff nach dem Jagdgewehr, ein zweites reichte er dem Lehrer. Der Arzt faßte mit einem Fluch nach dem schweren Feuerhaken. So stiegen sie ins erste Stockwerk hinauf. Als sie die Fenster aufrissen, langte auch eben der Zug vor dem Hause an. Und schon flog der erste Stein gegen die verhaßte Inschrift.

Anton und der Lehrer legten an und der erste schrie, daß er das Toben des Haufens übertönte:

„Ich schieße, wenn ein Stein uns trifft!“

Plötzlich wurde es unten still. Die anderen Fackeln waren erloschen, nur noch zwei Stummel verbreiteten ein trübes Licht. In dem rötlichen Scheine konnte Anton wahrnehmen, wie Zaboj seinen Vater, Katschenka ihren Bräutigam zurückzudrängen suchten. Unter Scherzen redeten die Gendarmen den Leuten zu, nach Hause zu gehen.

Da rief der alte Svatopluk:

„Nieder mit den Deutschen, fort mit der Inschrift“, und tausendstimmig antwortete das Echo dem Patrioten. Ein Dutzend Kieselsteine flogen gegen das Haus und zertrümmerten einige Scheiben. Das Gelächter der Menge mischte sich in das Klirren des Glases. Noch eine der Fackelstummeln war erloschen. Im letzten Scheine tauchte der Adjunkt des Bezirkshauptmanns auf; er drückte den Führern der Bewegung die Hände und beschwor sie im Namen der guten Sache, keine Gewalttat zu begehen. Man hörte auch die Stimme Katschenkas weinen und flehen. Plötzlich rief der alte Svatopluk auf tschechisch:

„Wir wollen dem Kerl nichts tun, aber die Inschrift muß herunter.“

„Schlagt mit dem Morgenstern den Mörtel ab“, rief es aus der Menge und „Slawa“ brüllte der alte Svatopluk.

„Ich bin der Längste unter euch. Stützt mich, und ich will's besorgen.“

Svatopluk ließ die Krücken fallen. Zaboj und der Lehrer faßten ihn, jeder unter einer Schulter, und hielten ihn stramm aufrecht. Er riß dem jubelnden Petr den Morgenstern aus der Hand und hob ihn hoch empor.

Anton und der deutsche Lehrer blieben im Anschlag und rührten sich nicht.

Jetzt holte Svatopluk weit aus. Krachend schlug der Morgenstern gegen die Hauswand.

In demselben Augenblick krachte auch das Holz. Die alte Stange des Dreschflegels brach von dem Stoße mitten entzwei, die Hussitenwaffe fiel schwer nieder und schlug den letzten Fackelstumpf aus der Hand des Petr.

Totenstille folgte. In der ursprünglich verfinsterten Nacht sah man nur die Gewehrläufe immer noch drohend aus den schwarzen Fensterhöhlen schimmern.

Eine abergläubische Angst flog durch die Menge, als der symbolische Morgenstern zerbrach.

„Es ist genug! Gehen wir nach Hause!"

Anton erkannte die Stimme des Adjunkts.

„Nach Hause!" wiederholten die Weiber und viele Männer.

Plötzlich setzten sich die hintersten in Bewegung. Um Svatopluk erhob sich ein Murren. Da stimmte jemand das feierliche alte Schlachtlied der Hussiten an, das wie ein Gebet zum Himmel tönte und die Engelscharen herbeizurufen schien zum Schirme gegen die Pfaffen und Rom.

Der ganze Haufe machte allmählich kehrt und fiel in den Gesang ein. Viele verliefen sich; doch einige hundert Menschen marschierten bis auf den Ring zurück, umringten dort die Marienstatue und sangen zu ihr empor das ketzerische Hussitenlied bis auf die letzte Strophe.

Dann schwang sich Zaboj auf einen Prellstein des Sockels und hielt von da hinunter im frostigen Dunkel der Nacht eine begeisterte Ansprache an die Patrioten von Blatna.

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Morgen erstattete Anton aus Gericht die Anzeige über die Ereignisse der verflossenen Nacht. Umsonst riet ihm der Bezirksrichter mit sauer-süßem Lächeln, eine Sache nicht weiter zu verfolgen, in welcher der Verletzte sehr leicht als der Angreifer erscheinen könnte. Umsonst baten der Arzt und der alte Pfarrer, er möchte Frieden halten; Anton verlangte sein Recht. Er wußte nicht, wie jung er war.

Die Zeugen wurden vernommen und nach wenigen Tagen hatte sich Anton vor demselben Bezirksrichter zu verantworten.

Er habe friedliche Leute mit einer gefährlichen Waffe bedroht; das Volk, das einer harmlosen Freude über eine wichtige kaiserliche Entschließung Ausdruck gab, habe nichts Böses beabsichtigt. Die Drohungen einzelner Schreier seien nur gegen eine Inschrift gerichtet gewesen, eine Inschrift aber sei kein Körper, kein Wertgegenstand, den man mit Waffengewalt verteidigen dürfe. Übrigens täte Anton Gegenbauer gut daran, die Inschrift freiwillig zu entfernen, da sie doch nur zu Haß und Verachtung gegen die treue tschechische Nation und gegen die kaiserliche Regierung aufreize.

Und Anton Gegenbauer mußte wirklich noch froh sein, daß die Sache im Sande verlief und er nicht für den Schutz seines Hauses noch obendrein als Aufrührer verhaftet wurde.

So weit ging man nicht, aber es war doch kein behagliches Leben, das man die guten Deutschen in Blatna seit der Berufung einer slawischen Regierung führen ließ. Der Feind hatte alle Scheu verloren, und am hellen, lichten Tage wurde Krieg geführt gegen die vier Menschen, welche es am 6. November gewagt hatten, anderer Meinung zu sein als die glorreichen Herren von Böhmen.

Sie durften sich nach wie vor im Herrenstübchen versammeln, in welches sie an jenem Abend zurückgedrängt worden waren, aber auch hier ließ man sie nicht in Ruhe, und es bedurfte oft der persönlichen Hilfe des alten schlauen Gastwirts, damit ihnen ihr Essen und ihr Bier vom patriotischen Kellner mürrisch genug hereingebracht wurde. Petr hätte den deutschen Gästen am liebsten das Haus verboten. Und er drohte damit oft für die Zeit, wo er und Katschenka die Zügel führen werden.

Diese Aussicht schien jedoch der Ungeduld der Patriotenliga nicht nahe genug. Es war auch einfacher und durchgreifender, wenn man die Deutschen gleich aus der Stadt vertrieb; dann waren sie auf die höflichste Weise auch aus dem Wirtshause entfernt, und Schlag auf Schlag, rascher als es einer von ihnen ahnen konnte, kamen die Veränderungen, welche im öffentlichen Interesse die Versetzung von Menschen notwendig machten, die zufällig Deutsche waren.

Die neue Regierung war kaum acht Tage im Amte, als der alte Pfarrer bereits durch ein Schreiben aus der Königgrätzer bischöflichen Kanzlei in den Ruhestand versetzt wurde. Die deutsche Predigt sei für Blatna kein Bedürfnis mehr, man müsse dem Volke seinen Glauben in seiner Muttersprache ans Herz legen. Und da in Blatna mit Ausnahme von zwei oder drei gottlosen Schreiern niemand eine deutsche Predigt verlange, so solle sich der geistliche Herr Bruder von der schweren Arbeit in dem Weinberge des Herrn zurückziehen und den Rest seiner Tage im beschaulichen Dienste verbringen. Ein deutsches Kloster im Gebirge wurde ihm als künftiger Aufenthalt angewiesen. Der Brief war in tschechischer Sprache abgefaßt.

Es war ein trauriger Abend, als der Pfarrer von seinen Freunden Abschied nahm. Er erzählte zum letzten Male seine liebsten Geschichten von nichtsnutzigen Mönchen und vorwitzigen Nonnen und bat, ihn nicht zu vergessen.

Seine Stimme zitterte, als er dem Arzte und Anton zum letzten Male die Hand reichte; er beschwor sie bei seinen weißen Haaren, keinen Groll im Herzen zu tragen. Auch er nehme sein Kreuz geduldig auf sich.

„Es wird mir ja recht gut gehen und ich will nicht klagen, nur die weltlichen Bücher werden mir dort recht abgehen, und auch die Wiener Zeitungen möchte ich hie und da einmal lesen. Sie lieben ja unsere Religion nicht, aber sie sind lustig geschrieben. Wenn Sie mir nur einmal ein Buch schicken könnten, ein Buch mit kurzweiligen Geschichten, dann wickeln Sie's ja nur in ein Zeitungsblatt ein. Wenn es auch ein paar Wochen alt ist. Ich werde viel freie Zeit im Kloster haben, ja, lieben Freunde, und das Wetter ist rauh dort im Gebirge, monatelang werde ich in meiner Zelle hocken müssen."

Vierzehn Tage länger dauerte es, bevor auch der Lehrer versetzt wurde.

Er war in der Tat in Blatna überflüssig geworden. An jedem Tage wurden einige Kinder aus der deutschen Schule herausgenommen und in die tschechische gesteckt. Die Eltern waren jene Hausbesitzer und Ackerbürger, welche sich als gehorsame Untertanen sofort der neuen Richtung angeschlossen hatten, sich aber selbst in der neuen Sprache gar zu ungeschickt bewegten; sie wollten es den Kindern bequemer machen. Bevor noch der letzte deutsche Knabe aus seiner Schule genommen war, erhielt der deutsche Lehrer schon den Befehl, sich nach einem kleinen Orte an der Grenze zu begeben, und dazu die Ermahnung, sich niemals um die Wahlen zu bekümmern und keine politischen Gedichte zu veröffentlichen.

Als er von den Freunden Abschied nahm, verhehlte er nicht, daß er froh wäre, von Blatna fortzukommen. In seinem Bestimmungsorte wohnte kein einziger Tscheche.

Der Arzt lachte zu dieser Mitteilung bitter auf und sagte in seiner satirisch übertreibenden Weise:

„Was nicht ist, kann werden. Und wenn morgen ein tschechischer Scherenschleifer durch Ihren neuen Wohnort zieht, so wird man einen tschechischen Bezirksrichter für nötig halten, weil der Scherenschleifer vielleicht stehlen könnte und der Richter ihn in seiner Sprache verhören müßte. Und wenn der tschechische Bezirksrichter erst da ist, so wird er tschechische Predigt und tschechische Schulen verlangen, weil er vielleicht heiraten, viele Kinder bekommen könnte und diesen der Unterricht und die Glaubenslehre nicht verkümmert werden darf. Und wenn erst die tschechische Schule für die zukünftigen Kinder des Scherenschleiferrichters gegründet ist, dann wird plötzlich kein Geld für die deutsche Schule da sein und Sie werden weiter wandern müssen, immer weiter, bis Sie im letzten deutschen Gebirgsneste Ruhe finden, wo kein tschechischer Scherenschleifer mehr hinkommt, weil die Leute zu arm sind, um ein Werkzeug im Hause zu haben."

Der alte Arzt war aufs tiefste erbittert. Ihn konnte man nicht versetzen, wie den Pfarrer und den Lehrer, hatte er geglaubt. Aber man hatte ihn in Bann und Acht getan

seit der Stunde, da er mit den übrigen Deutschen ins Herrenstübchen übergesiedelt war. Die ganze Stadt lief zum Sohne des Kaufmanns, der vor kurzem Doktor der Medicinae geworden war und sich in seiner Vaterstadt niedergelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Toten reden nicht?

Ein Erschossener überführt seinen Mörder, ein anderer rettet den Freund. — Ein Toter führt sein Flugzeug zur Erde zurück.

Von Günther Erlenbeck.

„Die Toten reden nicht", war ein alter Piratengrundsatz, dem zufolge unzählige unschuldige Opfer ihrer Raubtaten das Leben lassen mußten. Auch manche modernen Verbrecher lassen sich von dem gleichen Gedanken leiten. Aber er stimmt nicht immer.

In Chicago hatte sich ein junger Mann, Allan Robinson, in die Tochter eines reichen Bauunternehmers verliebt. Mr. Stinnfield sah den Bewerber gerade nicht mit wohlwollenden Augen an, ließ auch wohl durchblicken, daß er einen anderen Schwiegersohn lieber sehen würde. Nach einiger Zeit erhielt er geheimnisvolle Briefe mit Forderungen nach mehr oder weniger großen Geldsummen. Sie waren sämtlich mit „der Aal" unterzeichnet. In einem von ihnen wurde von dem Bauunternehmer verlangt, er solle zu einer bestimmten Zeit an einer genau bezeichneten Straßenecke 500 Dollar in einem Umschlage aus der Straßenbahn werfen. Stinnfield benachrichtigte die Polizei, man legte dem Erpresser einen Hinterhalt. Der hatte aber offenbar Lunte gerochen und erschien nicht. Der Vorfall wurde auch mit dem zukünftigen Schwiegersohn besprochen, und Robinson erbot sich, den „Aal" dingfest zu machen; erforderlichenfalls werde er auch nicht davor zurückschrecken, ihm eine Kugel in den Leib zu jagen, um den Vater seiner Angebeteten vor weiteren Belästigungen zu schützen. In den nächsten Tagen kamen wieder Briefe von dem „Aal"; dann eines Abends stürzte Robinson in Stinnfields Bureau, forderte ihn unter allen Zeichen starker Erregung auf, mit hinaus zu kommen, und führte ihn in die Garage. Auf dem Wege dorthin erzählte er, er habe den Schreiber der Drohbriefe aufgespürt, sei ihm nachgeschlichen, aber von dem Entdeckten angegriffen worden; in der Notwehr habe er ihn erschossen.

In der Garage lag in der Tat die Leiche eines Unbekannten mit zwei Schußwunden im Kopf. Die Polizei wurde gerufen, die Darstellung des Hergangs erschien auch ihr glaubhaft. Da wurde ein Beamter durch einen in der Tasche des Toten gefundenen Brief stutzig gemacht. Nach dem Inhalt mußte er von dem Erschossenen selbst stammen. Nun kannte man die Handschrift des Schreibers der Drohbriefe, sie wich von der vorliegenden völlig ab. Dann konnte der Tote aber nicht der „Aal" sein, wie der junge Robinson behauptet hatte. Diese Unstimmigkeit gab Veranlassung, dessen Erzählung genauer nachzuprüfen, und so kam heraus, daß Robinson selbst die Briefe geschrieben und einen gänzlich Unschuldigen kaltblütig erschossen hatte, nur um in den Augen seiner Braut und deren Vaters als Held dazustehen. Er hätte Erfolg gehabt, wäre er nicht durch den Brief des Toten überführt worden. —

Vor kurzem wurde in einem Newyorker Krankenhaus, wo er einen verwundeten Straßenräuber zu bewachen hatte, der Schutzmann Brosnan erschossen. Drei Männer kamen in das Krankenhaus, von denen einer eine Handverletzung vorwies. Während eine Schwester sich des Verwundeten annahm, gingen seine Begleiter nach dem Saale, in dem Brosnan saß, und einer schoß mit einem im Ärmel verborgenen abgesägten Gewehr auf den Ahnungslosen. Der Mörder und seine Genossen entkamen in der allgemeinen Verwirrung.

Die Polizei entwickelte die bekannte „fieberhafte Tätigkeit", zunächst ohne Erfolg. Auf Grund eines belauschten Telephongesprächs wurde jedoch bald ein früherer Strafgefangener, Edward Ryan, verhaftet. Im Krankenhause glaubte man ihn als den Mörder Brosnans wieder zu erkennen, und sein Schicksal schien besiegelt. Er hätte bestimmt auf dem elektrischen Stuhl geendet; doch ein Toter rettete ihn.

Es war dies ein gewisser „Seidenhemd"-Hennessy, den man mit einer Schußwunde im Hinterkopf im Bronxpark aufgefunden hatte. Aus verschiedenen Umständen schloß die Polizei, daß der Erschossene das verhängnisvolle Telephongespräch mit Ryan geführt habe und von dessen Bande beseitigt worden sei. Um sich von dem Verhältnis der beiden zu einander zu vergewissern, setzte man im Gefängnis die Leiche auf einen Stuhl, bedeckte die Wunde mit einem Hut und führte Ryan in das Zimmer. Dieser hatte kaum einen Blick auf den Toten geworfen, als er ihn auch schon als alten Freund begrüßte, um dann in Erkenntnis des wahren Sachverhalts zusammenzubrechen und bitter zu weinen. Es stellte sich heraus, daß die beiden seit Jahren eng befreundet gewesen waren. Damit war die Annahme der Polizei, daß Ryan den anderen habe beseitigen lassen, hinfällig geworden. Die Untersuchung wurde wieder aufgenommen, sie führte zu dem unerwarteten Ergebnis, daß nicht der Angeklagte, sondern sein Freund Brosnan erschossen hatte. Der tote „Seidenhemd"-Hennessy war noch gerade rechtzeitig aufgetaucht, um Ryan zu retten! —

In diesem Zusammenhang sei auch ein außerordentlicher Vorfall berichtet, der sich vor einiger Zeit auf dem Tokorosawa-Flugplatz in der Nähe von Tokio zutrug. In der Luft kreisten verschiedene Flugzeuge, während ein mit zwei Personen besetzter Fesselballon etwa 50 Meter über dem Erdboden schwebte. Plötzlich sah man, daß eine der Maschinen aus großer Höhe in raschem Gleitflug niederging, und zwar gerade auf den Ballon zu. Bald schien ein Zusammenstoß und damit eine Katastrophe unvermeidlich, denn ehe man den Ballon einziehen konnte, mußte das Flugzeug ihn erreicht haben. Die Gefühle der beiden Personen im Ballonkorb kann man sich vorstellen. Wie durch ein Wunder traf dann das Flugzeug nur das Halteseil, das zerriß. Der Ballon wurde vom Winde davongetragen, das Flugzeug aber landete, hüpfte noch eine Strecke über den Platz, kippte etwas nach vorn über und blieb stehen. Es war bis auf ein verbogenes Rad und den zersplitterten Propeller völlig unversehrt. Man eilte von allen Seiten herbei, um dem Führer herauszuhelfen und fand . . . einen Toten am Steuer sitzen. Wie die ärztliche Untersuchung sofort feststellte, hatte ihn hoch in der Luft ein Herzschlag getroffen. Der Tote hatte seine Maschine dann sicher zur Erde gebracht.

Symphonien der Töne, der Farbe, des Lichts.

Von Sophie Freiin Stjerna.

Ein zartes, silbernes Klingen zog eben durch meinen halbwachen Morgentraum. Bald lauter, bald leiser. Ich reibe mir die Augen — wo bin ich eigentlich? Klatsch — geht es draußen und wieder klatsch, so ein bißchen nachschleifend, wie ein Step mélancolique. — Klatsch, patsch — und das silberne Läuten dazwischen. Rasch ziehe ich kleine Vorhänge zur Seite. Wie grell das Aneinanderklirren der Messingringe — ein Mißakkord — und wie um ihn abzuwehren, das stärkere feine Geläut! Was ist's? — Die ersten Lichter der englischen Küste — nun bin ich wach — verraten mir das Geheimnis des silbernen Tones. Die Wasserflasche meiner Kabine im blanken Behälter war's, die mit zartem Klirren mich so melodisch geweckt; aber nun mehren sich die Töne, das Schiff erwacht. Rasch ist mein kleiner, weißer Raum voll Tätigkeit, die den Zauber der Töne verschlingt. Aber sie kommen wieder. Am Frühstückstisch im lichtfarbenen Speisesaal tauchen sie auf. Man horcht, man lauscht — da läuten Glocken ferne, nah, ganz dumpf, ganz tief und hell wieder und schrill.

Man eilt auf Deck. Man will sehen, sehen — und kann doch die weißgraue, dichte Wolkenwand nicht durchbohren. Resigniert läßt man sich von hilfsbereiten Händen auf den Liegestuhl betten — und fährt jäh erschrocken auf: — das war ja unser eigenes Nebelhorn! Die Glocke tönt auch auf unserem Schiff; nein, diese nicht, die läutet heller. Und unentwegt gehen die Nebelsignale, ein Tuten, ein Lärmen um uns herum. Müde schließt man die Augen, hingegeben diesen bizarren Tönen, die in ihrer scheinbaren Unregelmäßigkeit an unseren Nerven zerren. Schaurig schön. Themsenebel. Schiffszusammenstöße — ein Gruseln läuft einem den Rücken entlang. Man fröstelt — rasselnd senkt sich der Anker. Knips geng. Knips peng. Die Hände einer sehr nervösen Dame mißhandeln das Schloß eines Täschchens, und meine Nachbarin zur Rechten zerrt rratsch, rratsch am Reißverschluß eines ähnlichen Gegenstandes herum. Der Gummistopfen am Stock eines auf und ab gehenden Herrn stößt dumpf den Takt dazu, auf und ab, auf und ab. Ich lausche den Tönen um mich herum, und die kleinen, leisen sprechen fast noch lauter, als die gewaltigen, mächtigen, Mark und Bein erschütternden. Im Gurgeln des Wassers liegt Schwermut, suggestiv wirken

die Glocken zur Ruhe — die Sirenen peitschen gleich Jazzmusik — dann wieder Mollakkorde. Symphonie der Töne.

*

Wenn du glaubst, durch eine Autohupe, das Ausrufen einer Endstation, einer Tagesneuigkeit aus dem Nebeltraum der Töne zu erwachen, so ist das ein großer Irrtum. Lautlos bist du in London aus dem Zug ins Auto gestiegen. Lautlos hat es sich in Bewegung gesetzt, die riesige Bahnhofshalle verlassend, lautlos bewegt es sich durch Straßen, viele, viele Straßen. Keine Hupe ertönt, kein Klingelzeichen, kein Ruf noch Lärm. Die Symphonie der Töne ist verstummt, leuchtend laut spricht jetzt eine andere, die der Farbe.

Rot, warmes, heißes, leuchtendes Rot hat hier die Oberhand. Die Autobusse geben den satten, vollen Akkord. Da es keine Straßenbahnen in der City gibt, bilden sie den Grundton in dem Straßengewühl, unentwegt rollen sie wie kleine rote Häuser heran. Viele kleine rote Privatautos flitzen dazwischen, zinnober und gelbrot meist; solide Taxen von dunkelstem Braun bis Bordeauxfarben haben oft etwas Ehrfurchtgebietendes. Sie sehen nicht sonderlich englisch aus, viel eher, wie ein Modell „Alt Wien".

Rot ist der Rock der Boys unseres Hotels, der des Portiers des vornehmen Restaurants, und man wundert sich nicht mehr, daß uns bei Eintritt in den eleganten Speisesaal die gleiche Farbe üppig entgegenflammt. Etwas zu viel Gold, zu viel mattgelber Marmor für den deutschen Geschmack, aber die roten Gladiolen auf jedem Tisch, der tiefrote Perser zu unseren Füßen — unsere Augen trinken sich satt daran. Ein Anblick des Genießens wert — selbstverständlich müssen die hohen, steifen Stühle mit lichtrotem Saffian bezogen sein.

Die Posten der Grenadier-Garde vor dem Tower sind selbstverständlich rotberockt, und unwillkürlich denkt man beim Durchschreiten dieser alten Zitadelle an jene Ströme roten Menschenblutes, die in diesem ehemaligen Staatsgefängnis Londons geflossen. Bloody Tower. Es graust und schüttelt einem förmlich, und erst vor den Toren atmet man auf. Rote Rosen, Ansichtskarten, die Gegenwart hat uns wieder.

Aber die Symphonie der Farbe „Rot" findet ihren Höhepunkt im Friary Court, einem offenen Hofe im St. James Palace, wenn die Wache wechselt, die Fahnenkompanie der Coldstream-Garde abgelöst wird und vor dem Marlborough House noch einige Stücke spielt. Lichtrot, von vielem Gold unterstützt, leuchten die Uniformen, die schweren Bärenmützen geben den dunklen Akkord und das Kardinalrot des Fahnentuches das schwermütige Finale. Eine Symphonie der Farbe — der Farbe „Rot".

*

Licht des Tages, Sonnen- oder Mondlicht gibt es in Londons City nicht; oder nur im verschleierten, verdeckten Zustand. Wer die Symphonien des Lichtes genießen will, muß nachts am Leicester-Square, noch besser am Picadilly-Cirkus wandeln. Da findet er nicht bloß Töne, Takte, Akkorde, nein, auch Tonleitern, Synkopen, blitzezuckende Strahlenbündel gleich Schlußapotheosen einer gewaltigen Lichtaufführung. Farbige, auf und ab huschende Glühpünktchen. Nichts ist ruhig, nichts stillstehend in dieser riesenhaftesten aller Lichtreklamen. Alles ist voller Leben, alles in Bewegung, und man geht selbst dazwischen, getrieben von einer hin und herflutenden Menschenmenge, die man nicht sieht, denn man sieht nur das Licht.

Man sieht es vielleicht aufblitzen in vielen blanken Zylinderhüten, weißen Hemdbrüsten, schwarzen Lackschuhen, man genießt es, daß der kleine silberne Brokatschuh ein Weilchen auf dem Trittbrett des Autos stehen muß und die großen gewaltigen Lichtströme sich brechen, spiegeln und leuchten müssen in den Edelsteinen der vornehmen Damenwelt. Man kommt ja selbst vielleicht gleich jenen aus His Majestis oder Marylebone Theater oder wie sie sonst alle heißen mögen, hat in den Ohren die Melodien des letzten Schlagers, auf den Lippen seinen Text, aber in den Augen, in den Nerven nur ein Genießen, ein Fühlen des Lichts. Alle Müdigkeit ist verflogen. Man ist zur Treibhauspflanze geworden, die bisher im Schatten, jetzt plötzlich in die Helle gerückt, sich des Lichtes erfreut und sich entfaltet. —

Düster die Heimfahrt, immer dunkler wird's, je weiter man sich von der City entfernt, und nur ab und zu, vorüberhuschend, an jedem Gefährt, egal ob Rad, Auto oder Pferdekarren, glüht unten rückseitig ein kleines rotes Licht, gleichsam der Schlußpunkt einer leuchtenden Symphonie.



Bunte Chronik



*** Unterseeische Städte.** Am Südwestufer des Kaspischen Meeres erzählt man sich heute noch von größeren Städten, die sich dort in früheren Jahrhunderten befunden haben und jetzt im Meere versunken sind. In der Tat sind an den Ufern Spuren einer alten Kultur festgestellt worden. Wenn das Meer ruhig und das Wetter klar ist, kann man in der Ignatiew-Bucht des Kaspischen Meeres Reste einer alten Stadt wahrnehmen, die von den Einwohnern Kharaba-Schahar, die versunkene Stadt, genannt wird. Längs der Meeresgestade sind noch heute die Überreste einer alten Kunststraße bemerkbar, die von Baku aus nach Bailow, einem Vororte der Nafta-Stadt, sich hinzieht, und die sich schließlich im Kaspischen Meere verliert. Auch in anderen Teilen des Kaspischen Meeres sollen derartige versunkene Städte zu sehen sein, die vor vielen Jahrhunderten durch Erdbeben und Flutwellen zerstört worden sind. Als vor einiger Zeit ein sowjetrussisches Handelsschiff von Persien nach Baku fuhr und dabei nicht den üblichen Weg, sondern einen in Richtung auf Kap Schickhow einschlug, stellte der Kapitän Athajew fest, daß sein Fahrzeug über eine versunkene Stadt dahinfuhr. Die Besatzung konnte unter der See die Straßen einer Stadt wahrnehmen, die einen asiatischen Eindruck machte. Die Sowjetregierung hat sich nun entschlossen, diesen verschiedenen Berichten nachzugehen, und der russische Gelehrte Professor Wosnessenski ist mit der Leitung einer Forschungsreise nach diesen Gebieten beauftragt worden.

*

*** Die männliche Saxophonistin.** Nachdem in der letzten Zeit mehrere Männer als Frauen entlarvt worden sind, konnte endlich einmal auch eine Frau als Mann erkannt werden. Die Damen-Jazzband-Kapelle ist eine Attraktion in einem der luxuriösesten Hotels in London. Besonderes Aufsehen erregte eine hübsche Saxophonspielerin, die stets in sehr eleganten Abendtoiletten aufzutreten pflegte. Eines Tages erhielt die Polizei die Meldung, daß die hübsche Saxophonspielerin in Wirklichkeit ein Mann sei. Die junge Dame wurde in Verhör genommen, wobei sich die Richtigkeit der Anzeige bestätigte. Der junge Mann, der dazu noch glücklich verheiratet ist, heißt Edward Green. Er war seit langer Zeit arbeitslos und da fiel seiner Frau der Gedanke ein, daß ihr hübscher Edward in Frauenkleidern vielleicht mehr Glück haben wird, als in der nüchternen Männertracht. Zum Spaß verkleidete sich Gren zu Hause als Frau. Die Frauenkleidung paßte ihm sehr gut und er fuhr nach dem Seebad Brighton, wo er sofort, zumal er Musiker von Beruf war, eine Anstellung als Saxophonistin bekam. Der Richter, vor dem sich der junge Mann zu verantworten hatte, sprach ihn angesichts der Sachlage frei, unter der Bedingung, daß der schöne Edward nicht mehr die Kleidung eines anderen Geschlechts anlegen werde.

*

*** Gefährliche Schönheitsmittel.** In den Vereinigten Staaten hat sich die kosmetische Industrie gewaltig entwickelt, ihr Warenumsatz beträgt jährlich rund zwölf Milliarden Mark. Hand in Hand mit dieser Entwicklung ist aber auch eine Zunahme der Hautkrankheiten gegangen, die jetzt bereits 50 Prozent beträgt. Das ist kein Wunder. Ein Amerikaner sagt recht treffend: „Einige Frauen verwenden heutzutage Schönheitsmittel, mit denen man von einem Automobil den ganzen Lack herunter beizen könnte!" Vor allem handelt es sich um solche Produkte, die nicht nur Alkohol, sondern auch Äther in hohen Prozentsätzen enthalten. Noch gefährlicher sind Hautpflegemittel und Puder, die Blei, Quecksilber oder Arsenik enthalten. Bei ständigem Gebrauch solcher „Schönheitsmittel" stellen sich unweigerlich schwere Hautentzündungen ein, in einigen Fällen konnten sogar schwere Blei- und Arsenvergiftungen festgestellt werden. Aber es sind nicht nur die Frauen, die, solchen gewissenlosen Fabrikanten — die sich oft scheuen, sich als Hersteller dieser Kosmetika zu bekennen — zum Opfer fallen, auch Männer, die regelmäßig Haarwuchsmittel, Massageflüssigkeiten oder besondere Arten von Rasierseifen benutzen, leiden unter solchen giftigen Präparaten. Man hat nunmehr im Kongreß einen Gesetzesvorschlag eingebracht, der sich mit der Herstellung kosmetischer Mittel beschäftigt und fordert, daß sowohl die genaue chemische Zusammensetzung als auch der Name der Fabrik auf dem Produkt enthalten sein müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.